

nicht immer dem ihm immer nahe seienden Gott in anbetender Liebe nahe ist; er weiß, daß er selber immer noch Gottes Nähe suchen muß. Und er weiß, daß der in Allmacht und Liebe überall gegenwärtige Gott, weil wir ihm nicht immer nahe sind, sich selbst einzelne Orte und Wirklichkeiten geschaffen hat, die es uns, den in Raum und Zeit Gefangenen, leichter machen, seine Gegenwart zu ergreifen. – Jesus aber ist *das* Ereignis, in dem Gott unüberbietbar und unwiderruflich für den endlichen Menschen seine heilschaffende Gegenwart gegeben hat. Und *vor diesem lebhaftigen Jesus, wenn auch verhüllt unter sakramentalen Zeichen, kniet dieser Christ*. In Jesus ist die unüberbietbare und endgültige Weltwerdung Gottes gegeben, und diese meldet sich, gewissermaßen in der Phase der Rückführung der Welt in die Herrlichkeit Gottes, in diesem Sakrament an. Vor ihm kniet der Christ. Er schaut auf den, den sie durchbohrt haben, er ist dem ganz lebhaftig nahe, in dem Gott die Welt als seine eigene Wirklichkeit angenommen hat. Der betende Christ schweigt, er nimmt die stille Ruhe dieses Sakraments entgegen, er kann diesem sakramental gegenwärtigen Herrn seines Lebens dieses oder jenes Anliegen vortragen; aber letztlich will er durch diesen sakramental gegenwärtigen Jesus eben doch nur aufgenommen werden in die Wahrheit und Liebe Gottes, die sich schweigend von diesem sakramentalen Zeichen her ausbreitet.

Ich meine, wir dürfen auch heute und in Zukunft das, was so unsere christlichen Vorfahren geübt haben, nicht vergessen. Das ewige Licht unserer katholischen Kirchen läßt auch heute noch zum schweigenden Verweilen vor dem Geheimnis unserer Erlösung ein.

Ein Stein und ein Traum

Unser Alltag – ein Tag des Herrn*

Bernardin Schellenberger, Abtei Mariawald

Ein Mann war auf der Flucht. Er war auf der Flucht vor seinem Bruder, der ihn umbringen wollte. Sein Bruder konnte nicht ertragen, daß er von Gott berufen und gesegnet war. Als die Nacht hereinbrach, gab es keinen Menschen, der dem Flüchtenden Herberge gewährt hätte. Da nahm er einen Stein, legte ihn unter seinen Kopf und schlief darauf. Und er hatte einen Traum: eine Leiter

* Geistliches Wort zum Ordenstag, dem Fest der Domkirchweihe zu Münster (30. 9. 1979). Der Text wurde in seiner Gestalt als Ansprache belassen und für den Druck nur leicht überarbeitet.

stand auf der Erde, und sie reichte bis zum Himmel. Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder, und oben stand der Herr und sprach zu ihm: „Ich bin mit dir. Ich behüte dich, wohin du auch gehst. Ich verlasse dich nie.“ Als der Mann aus seinem Schlaf erwachte, rief er aus: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht! Wie schaudererregend ist dieser Ort! Hier ist das Haus Gottes und das Tor des Himmels!“ (vgl. Gen 28)

Diese Erzählung über den Patriarchen Jakob aus der Genesis bot im alten lateinischen Stundengebet vom Kirchweihfest den Text für mehrere Antiphonen und Responsorien. Weil wir heute hier die Weihe des Domes feiern, ist sie mir in den Sinn gekommen. Sie birgt eine sehr eigenartige und bemerkenswerte Theologie des Gotteshauses und, wie mir scheint, eine sehr aktuelle.

... Kirche, das sind die lebendig gewordenen Steine

Der rohe Feldstein, auf den ein heimatloser Flüchtling zur Nachtzeit seinen Kopf legt, ist die allererste, die ursprünglichste Form des Gotteshauses. Ein nackter Stein unter freiem Himmel ist der Kern, der übrigbleibt, wenn wir konsequent alles Unwesentliche weglassen oder wenn uns alles Unwesentliche aus den Händen genommen wird. Ein Stein – und ein Traum: das sind die beiden Elemente, die unser Leben im Tiefsten ausmachen.

Wir alle kennen den Stein. Wir kennen die Trägheit der Materie und die Schwere unseres Leibes, die Härte und Unerweichlichkeit der vorgegebenen Bedingungen unseres Lebens. Wir kennen die Einsamkeit und das Alleingelassensein. Wir haben die Augenblicke erfahren, da wir mit dem Kopf gegen die Wand rennen möchten, da wir uns hoffnungslos eingekellt wähnen, und die Zeiten, wo wir auf der Flucht sind und keine Herberge finden.

Wir alle kennen auch den Traum. Er ist tief eingeschrieben in unser Wesen, unausrottbar, unaustilgbar. Es ist der Traum von einem Ort, an dem wir Ruhe finden, endgültige Ruhe und Geborgenheit. Wo sich uns Türen auftun und Freunde uns erwarten, Freunde, die uns nie mehr enttäuschen. Wo wir in Gesichter blicken dürfen wie in aufgeschlagene Bücher. Wo wir nicht durchschaut und angeklagt werden, sondern wo uns einer erkennt und freispricht. Wo einer uns Frierende in die Decke der Liebe hüllt und uns endgültig die Worte zu trinken gibt: „Hab keine Angst mehr. Du bist gerettet. Ich bin immer bei dir.“

Wir alle kennen den Stein des Jakob. Wir alle kennen seinen Traum. Was uns von Jakob unterscheidet, ist unser Unvermögen, unsere Hilflosigkeit, einen Zusammenhang zu sehen zwischen diesem Stein und diesem Traum.

Unser Stein erdrückt den Traum. Die nüchterne Realität unseres Alltags; unsere Arbeit, unsere Krisen, unsere Sorgen lassen wenig Platz für den Traum und rücken ihn in eine unwirkliche Ferne. Der Traum erscheint als ein Gespinnst, das nicht tragen kann, als Schwäche oder als Fluchttort; als Material, aus

dem die Vorwände und Illusionen geknüpft werden, all die verlogenen und unwahren Zustände, in die uns Verführer aller Art einwickeln wollen, um uns auszunützen. Dieser Traum ist der Motor des Kommerzes. Diese Schwäche läßt sich endlos nutzbar machen, um die Menschen wirtschaftlich und politisch an der Nase herumzuführen.

Tatsächlich ist dieser landläufige Traum eine Fälschung, ein platter Abklatsch des viel tieferen Traumes, desjenigen Traumes, der wirklicher ist als der Stein, dessen Härte uns drückt. Ganz tief in uns, jenseits unserer Illusionen und Projektionen, gibt es einen Traum, eine Wahrheit, die so wahr und wirklich ist, daß verglichen mit ihr alles, was wir mit Händen greifen, nur ein Traumgebilde ist, ein Alptraum in einem schlechten Schlaf.

Menschen und Generationen, die aus diesem wahren Traum gelebt haben, haben diese Kirche, diesen Dom hier gebaut. Eine Kirche, ein Dom, ein Haus, Heimat, Geborgenheit: das entsteht dort, wo Menschen träumen, daß der nackte Stein, auf dem sie liegen, in Wirklichkeit das Haus Gottes ist. Wo Menschen aus der Kraft dieser Vision ihre Steine der Einsamkeit zusammentragen und aufeinander-schichten und ineinanderfügen. Hier in diesem Kirchenraum stehen sie uns besonders plastisch vor Augen, diese einzelnen schweren, harten Steine, jeder mit seinem einmaligen Gesicht und Charakter. Gemeinsam machen sie uns sichtbar und halten uns vor Augen, was jeder einzelne nur ganz verborgen als Möglichkeit und als Wahrheit in sich trägt. Kirche – das sind die lebendig gewordenen Steine, die vielen zusammengetragenen Einsamkeiten, denen im Traum einer innersten Erfahrung aufgegangen ist, daß sie nicht hoffnungslos verlassen, daß sie nicht ungeborgen sind. Diese Steine sind aufgeschichtet auf dem, der tiefer als sie alle in die Verlassenheit und Ungeborgenheit hinausgestoßen war – so sehr, daß er nicht einmal einen Stein hatte, auf den er seinen Kopf legen konnte (vgl. Lk 9, 58). Ja, Jesus Christus hat sich *unter* den Stein legen lassen, unter den schwersten aller Steine, und seit er darunter begraben war, steckt in jedem Stein der Funke seiner Herrlichkeit.

Ich sollte heute über den Sabbat, den Sonntag sprechen. Wir sind bereits mitten in diesem Thema.

... im Stein des Alltags steht die Herrlichkeit Gottes

„Wir können nicht leben, ohne den Herrentag zu feiern!“ haben die Märtyrer von Karthago bekannt. Auch wir können nicht nur als tote Steine leben, können nicht nur mit toten Steinen leben, können nicht nur von toten Steinen leben, welche Wunderwerke die Menschen auch immer aus ihnen meißeln und welche imposanten babylonischen Türme sie aus ihnen auch bauen mögen. Wir brauchen mehr als Steine, mehr als tote Materie. Wir brauchen einen Vater, der uns keinen Stein gibt, wenn wir um Brot bitten (vgl. Mt 7, 9). Und wenn

er uns doch nur einen Stein zu geben scheint, nur Hartes und Schweres, dann muß er uns wenigstens einen glaubwürdigen, einen zuverlässigen Traum dazu schenken, der uns diesen Stein durchschauen hilft auf seine Herrlichkeit hin. Wir können auch nicht nur von Brot mit Wein leben. Und wenn er uns doch nur ein wenig Brot und ein paar Tropfen Wein als Nahrung gibt, dann muß er uns dazu einen glaubwürdigen, einen zuverlässigen Traum schenken, der uns dieses Brot und diesen Wein durchschauen hilft auf seine Herrlichkeit hin.

Ist das nicht das Sakrament, die Eucharistie: ein Stein und ein Traum, Materie und eine Vision, Brot mit Wein und Jesu Wirklichkeit? Und beides nicht nebeneinandergesetzt oder nur willkürlich miteinander verknüpft, sondern aufeinander bezogen. Gott *in* Welt, Welt *in* Gott. Wir können nicht leben, ohne diese Wirklichkeit zu glauben, zu ahnen, zu feiern, zu verkünden.

Der Sonntag ist der Tag der Auferstehung. Der Sonntag ist der Tag des Aufwachens aus dem Schlaf des Diesseits, aus dem Dahinvegetieren in den Zwecken und Zwängen eines vordergründigen Lebens, das sich wie eine Gruft aus schwerem Beton und Stein um uns zu schließen droht. Der Sonntag ist der Tag, an dem wir uns verwundert die Augen reiben und wie Jakob ausrufen: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!“

Wer über das Thema „Gedenke, daß du den Sabbat heiligst!“ und über die Feier des Sonntags sprechen soll, der könnte versucht sein, etwas zu sagen über das Zeithaben für Gott; über den Mut und die Pflicht, alles beiseitezulegen und Gottesdienst zu halten; über die Notwendigkeit einer angemessenen Freizeit und Muße, um zu sich selbst und zu Gott zu kommen. Daß all das wichtig ist, will ich nicht leugnen. Aber das würde Ihnen, liebe Brüder und Schwestern, sicher wenig helfen. Wollte ich mich vor Sie hinstellen in der Pose des „Mannes, der aus der Muße kommt“, und wollte ich Ihnen etwas vorschwärmen und vorzaubern über das beschauliche Leben und über das heilige Nichtstun für Gott, so könnte ich in Ihnen wahrscheinlich bestenfalls ein bißchen Nostalgie wecken. Oder Schuldgefühle und jenen falschen, allzu irdischen Traum vom unbeschwerten Leben, der Illusion ist und bleibt. Oder ich könnte Sie zum Neid verführen und Sie mutlos machen, weil Sie den Eindruck bekämen, ich spräche von einem Paradies, aus dem Sie ausgeschlossen sind. Die Wirklichkeit Ihres Alltags – und auch die meines Alltags – ist anders. Unter Ihnen werden viele sein, die wenig Zeit haben, und viele, die auch am Sonntag ihren anstrengenden Dienst tun, in ihren Krankenhäusern und Heimen und Gemeinschaften.

Sie sind dabei in recht guter Gesellschaft. Auch Jesus hat den Sabbat nicht gehalten. Er hat Kranke am Sabbat geheilt, wie zum Beispiel jenen seit achtunddreißig Jahren kranken Mann, der am Teich Betesda gelegen hatte. Und als ihn die Gesetzestreuen deshalb verfolgten, entgegnete ihnen Jesus am hellen Sabbat: „Mein Vater arbeitet bis zur Stunde, und auch ich arbeite.“ (Jo 5,17)

Gott arbeitet am Sabbat, und deshalb ist auch Jesus entschlossen, am Sabbat zu arbeiten; welch eine skandalöse Aussage! Da wird der Unterschied geleugnet zwischen heiligen und unheiligen Tagen, zwischen Sonntagen und Feiertagen und Werktagen. Bei Paulus finden wir die gleiche Einstellung. Er ruft den Galatern zu: „Warum achtet ihr so ängstlich auf Tage, Monate, bestimmte Zeiten und Jahre? Ich fürchte, ich habe mich vergeblich um euch bemüht!“ (Gal 4, 10–11)

Es ist einfach nicht zu übersehen: Jesus hat den Sabbat aufgehoben, im buchstäblichen Sinn des Wortes. Er hat ihn nicht abgeschafft, sondern vollendet und zum alles beherrschenden Zustand gemacht. Seit seiner Auferstehung leben wir in einem ununterbrochenen Sabbat. Im lateinischen Brevier werden deshalb seit Jahrhunderten alle Werktage als Ferientage bezeichnet, mit einer bemerkenswerten Naivität oder Kühnheit – wie man will –: der Montag ist *feria secunda*, der zweite Ferientag; der Dienstag ist *feria tertia*, der dritte Ferientag, und so weiter bis zum Sabbat und zum Herrentag. Einen profanen Arbeitstag sieht die Liturgie überhaupt nicht vor. Und sie hat recht: Seit Christi Auferstehung gibt es nicht nur einzelne Tage des Herrn – ein Siebtel der Tage, die uns zur Verfügung stehen –, sondern seit diesem Ereignis sind *alle* Tage Tage des Herrn, und damit Feiertage und Sonntage. Gott läßt sich nicht mehr abspeisen mit einem Stück unserer Zeit und unseres Lebens. Er will restlos *alles* von uns haben, seit er uns in seinem Sohne restlos *alles* geschenkt hat.

Zur Zeit der Wüstenväter wurde dem Bischof Epiphаний von Zypern vom Abt eines Klosters in Palästina gemeldet: „Auf Dein Gebot hin haben wir unsere Gebetsregel nicht vernachlässigt, sondern mit Eifer feiern wir Terz, Sext und Non.“ Er aber, so wird uns überliefert, tadelte sie mit den Worten: „Offensichtlich vernachlässigt ihr die übrigen Stunden des Tages, indem ihr vom Gebet ablaßt. Der wahre Mönch hat unaufhörlich Gebet und Psalmengesang im Herzen!“ (Apophth. 198)

Wir dürfen das analog auf das Sonntagsgebot übertragen. Wollte da jemand sagen: „Ich bin ein praktizierender Christ. Ich erfülle gewissenhaft meine Sonntagspflicht“, so würde ihn der Bischof von Zypern tadeln: „Offensichtlich vernachlässigst Du die übrigen Tage. Der wahre Christ betet alle Tage zu Gott!“

Das war die Gefahr des allzu korrekt verstandenen und erfüllten Sabbatgebots, und das bleibt auch die Gefahr unseres Sonntagsgebots und unserer sonstigen offiziellen Gebetsverpflichtungen: daß wir Gott einen kleinen Winkel unserer Tage, unserer Zeit, unseres Lebens einräumen. Daß wir ihm sein Almosen abliefern, den „schuldigen Dienst“, um anschließend ruhigen Gewissens für uns leben zu können. Und dann teilen wir auf zwischen Gottesdienst und Weltdienst, zwischen Wirklichkeit des Glaubens und Wirklichkeit des Lebens. Hier der Traum – dort der Stein, und beides fein säuberlich voneinander

geschieden: hier die Frömmigkeit, oder heute vielleicht die Meditation, die Stille – dort unser prosaisches, eigentlich recht gott-loses Tagewerk. Die Folge: unsere Frömmigkeit leidet an ständiger Atemnot, und unser Tagewerk bringt uns immer wieder an den Rand unserer Kräfte. Die Schuld schieben wir dem ewigen Zeitmangel zu: hätten wir mehr Zeit, so machen wir uns vor, dann wäre unser Glaube tiefer, unser Gebet gesammelter, unser Dienst fruchtbarer. In Wirklichkeit ist nicht die Zeit an allem schuld, sondern unser blindes Herz. Es kann und will nicht wahrhaben, daß im Stein des Alltags die Herrlichkeit Gottes steckt, und daß es keinen Augenblick des Lebens mehr gibt, an dem nicht Sabbat wäre.

Wir sehen, in welchem Ausmaß durch Jesus Christus das Sabbatgebot erfüllt und radikalisiert worden ist. Seit seiner Auferstehung ist grundsätzlich *immer* Sabbat, und ausnahmslos jeder Tag ist ein Tag des Herrn. Wenn das stimmt, dann gilt das Gebot: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligst!“ nicht nur für einen Tag der Woche, sondern für alle Tage. Alle Tage, alle Stunden, jede Minute, ausnahmslos jeder Zustand, jede Tätigkeit, jedes Schicksal sind geheiligt und wollen und können durchschaut, durchstoßen werden auf den Herrn hin. Immer und überall können wir plötzlich aufwachen, uns verwundert die Augen reiben und wie Jakob ausrufen: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!“

„Den Sabbat heiligen“ – das heißt: endlich aufwachen und es staunend *wissen*, daß der Herr an *diesem* Ort ist, hier in diesem Augenblick. Nicht an einem Ort in der Zukunft, nicht an einem Ort unter *den* viel besseren Bedingungen, die wir uns ewig vorgaukeln; nicht in Utopia, sondern an *diesem meinem* einmaligen Ort, hier und heute. Am Küchenherd, am Krankenbett, an der Schreibmaschine, im Seelsorgsgespräch, in der Freizeit, in der Rekreation, im Auto, und sogar in meinem zerstreuten Gottesdienst: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!“ Nicht unter idealen Bedingungen, sondern als man ihn steinigte, sah Stephanus den Himmel offen, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen (vgl. Apg 7, 55–56). Auch hier: diese geheimnisvolle Verbindung der Steine mit dem Traum.

... Unser Traum muß anders sein

Wir erleben seit einiger Zeit das Erwachen einer neuen Sehnsucht nach dem Religiösen, nach dem Traum. Bücher über Meditation und Mystik überschwemmen den Markt. Die Menschen sind des Drucks der Leistungsgesellschaft müde, des ständigen Eingespanntseins in Zwecke und Zwänge. Der erst vor kurzem verstorbene Herbert Marcuse war der vielgehörte und -gelesene Theoretiker einer Generation, die sich auflehnt gegen eine auf Mühsal, Herrschaft und Triebverzicht gegründete Kultur. Make love, not war – Liebe statt

Krieg: wir wollen keine Stimmen mehr hören, die befehlen, sondern Stimmen, die singen. Wir sehnen uns nach einer Zivilisation, deren beherrschender Grundzug nicht der Kampf ist, sondern die Kontemplation; nicht die Mühsal und Knechtschaft, sondern das Spiel. Die letzten katholischen und evangelischen Kirchentage sind in unvorhergesehenem Ausmaß zu religiösen Festivals geraten, und das Staunen und die Freude waren allgemein, wie sehr mit einmal die Jugend wieder mitspielt, wenn die Kirchen ihre Ochsen schlachten, ihre Tische decken und zum Fest laden, ohne groß irgend jemanden nach seinem hochzeitlichen Gewand zu fragen.

Aber mir ist nicht ganz wohl bei dieser neuen Euphorie, bei diesen Ausflügen aus der Alltagswirklichkeit auf die gekonnt selbst hergerichteten Inseln des Singens und Tanzens. Enden diese Feste nicht allzuleicht mit einem Katzenjammer angesichts der Realitäten, in die wir zurückkehren? Sind es nicht doch vielleicht – ich komme wieder auf das Bild zurück – Träume *ohne* den Stein? Und danach wieder Steine *ohne* den Traum?

Als Israel in der Sklaverei und Unterdrückung in Ägypten lebte, wurde Mose berufen, zum Pharao zu gehen und ihn zu bitten, das Volk für ein Fest in die Wüste hinausziehen zu lassen. Das sollte also sozusagen der allererste Katholikentag in der Geschichte werden. Und dieses Fest in der Wüste sollte – wie jedes wirkliche Fest – der Auftakt zur völligen Befreiung des Volkes aus dem elenden Dasein in der Knechtschaft sein. Das Volk mußte dazu, so heißt es im Buch Exodus, drei Tagereisen in die Wüste hinausziehen. Origenes, der unübertroffene Lehrmeister der christlichen Spiritualität des Altertums, sagt: diese drei Tage des Weges bis zur Stätte des Festes bedeuten das Pascha des Herrn; sie bedeuten das Hineingehen in das Schicksal Christi, das im Triduum, in den drei Tagen der Karwoche gefeiert wird. Der Weg zum Fest ist derjenige, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ (Jo 14,16)

Wer auf anderen, einfacheren Wegen das Fest sucht, der findet nur das Pseudo-Fest, diese schöne Illusion, die uns nicht erlöst, sondern uns nach Feierabend ein bißchen ablenkt, beschwichtigt und entlastet, damit wir anschließend wieder desto besser funktionieren; dieses Schein-Fest, das zum Dauerangebot unseres Zeitalters geworden ist und uns pausenlos aus allen Medien entgendröhnt.

Es wäre verhängnisvoll, wollten wir da als Alternative nur eine religiös verpackte, aber qualitativ gar nicht sehr viel andere Variante anbieten. An technischer Perfektion des Festefeierns und Programmgestaltens sind uns die säkularen Zelebranten ohnehin haushoch überlegen. Unser Fest, unser Traum muß qualitativ anders sein – oder wir bleiben lieber zu Hause.

Das Motto unseres heutigen Ordenstages ist ein Zitat von Johannes Chrysostomus: „Wo Liebe sich freut, da ist Fest.“ Formulieren wir es schärfer: „*Nur*

wo *Liebe*, echte *Liebe* sich freut, da ist wirklich Fest.“ Aber auch das mag noch undeutlich bleiben, weil der Begriff „*Liebe*“ als Etikett für die seltsamsten Regungen und Praktiken mißbraucht wird. Was *Liebe* ist, müssen wir neu und klar ablesen an dem, der uns die Liebe vorgelebt hat, an Jesus Christus. „Wo die Art Liebe, die *er* verkörpert hat, gegenwärtig wird und sich freut, da ist Fest.“

So wird die Frage nach dem Fest für uns unvermeidlich zur Frage nach Jesus Christus. Die Frage nach dem Traum wird zur Frage nach dem Stein – nach dem Stein des Anstoßes, nach dem Prüfstein, an dem sich die Geister scheiden. Das ist die Frage, die auf jeder Seite des Neuen Testaments aufklingt: Was bedeutet für uns Jesus Christus? Nicht irgendwie theoretisch, sondern ganz praktisch in unserem Alltag? Ist *er* der Maßstab? Ist seine Verschwendung seiner selbst, der totale Verbrauch und Verschleiß seiner Seele und seines Leibes für seine Brüder, unser Ideal, unser Leitbild – und damit der Grund unserer Freude? Ist sein Wort das, wovon wir tagtäglich leben? Ist *er* das Element, in dem wir uns bewegen? Ist seine Herrlichkeit das, was wir zu entdecken versuchen in allen Ritzen und Spalten unseres Alltags? Ist *er* derjenige, dem wir dienen wollen mit unserer Arbeit und in unserer Freizeit? Ist *er* derjenige, den wir immer besser kennenlernen wollen?

... damit der Herr selbst zu unseren Herzen spreche

Seit etlichen Jahren nimmt Christus seine Kirche in eine harte Schule. Er nimmt ihr alles, was nicht er selbst ist. Er führt sie in die Wüste, um dort zu ihrem Herzen zu sprechen und ein Fest mit ihr zu feiern. Sie kennen sicher dieses Zitat aus dem Propheten Hosea, das oft und gern für das beschauliche Ordensleben in Anspruch genommen worden ist: „Ich will sie in die Wüste hinausführen und sie umwerben. Dann gebe ich ihr dort ihre Weinberge wieder.“ (Hos 2, 16f) Merkwürdigerweise hat man so gut wie nie die Verse davor beachtet. Darin beschreibt der Prophet diese Wüste, die alles andere ist als ein Ferienparadies. Sie ist ein Bild des Zustands der Kirche: „Ich mache all ihren Freuden ein Ende, ihren Feiern und Neumondfesten, ihren Sabbaten und den anderen festlichen Tagen. Ich verwüste ihre Reben und Feigenbäume, ... ich mache ihre Weingärten zur Wildnis, die wilden Tiere fressen sie kahl.“ (Hos 2, 14)

Warum diese Entblößung, dieser Kahlschlag? Damit der Herr *selbst* zu unserem Herzen sprechen kann, und damit wir ihn nicht mit der Staffage wechseln oder mit der Organisation, die wir immer wieder in seinem Namen aufziehen.

Wenn die armen Indios in Lateinamerika nichts zu essen haben, kauen sie die Blätter des Cocaabaumes. Diese Blätter nehmen ihnen das Hungergefühl und die Müdigkeit, und sie können auf diese Weise weiterleben und weiterar-

beiten, bis sie an Erschöpfung endgültig zusammenbrechen. Auch wir sind ständig in der Versuchung, zu solchen Blättern zu greifen, obwohl wir Brot in Hülle und Fülle haben. Diese Blätter ersparen uns das lange Kauen und das Verarbeiten. Ihr Saft geht unmittelbar ins Blut. Aber sie ernähren uns nicht. Und eines Tages brechen wir vor Erschöpfung zusammen.

Das ist es doch, was wir in den Orden seit dem II. Vatikanischen Konzil erlebt haben: daß so viele unserer Mitbrüder und Mitschwester an geistlicher Erschöpfung gestorben sind. Unsere Cocablätter von damals waren unsere festen Bräuche und Gewohnheiten, unsere Riten und Zeremonien, unsere Frömmigkeitsübungen und unser lückenloses geistliches System, unsere imposanten Kirchenbesucher- und Nachwuchsziffern – all das, was einen oder mehrere Schritte *vor* Jesus Christus aufgebaut und zu sehen war. Das ist uns zerbrochen und zerbrösel.

Haben wir daraus gelernt, uns an nichts anderes mehr zu halten als an den Herrn selbst und an sein Wort? Oder hat uns unser findiger Geist längst wieder neue Cocablätter entdecken lassen? Neue Mittel und Hilfen, den drei Tage langen Weg in die Entäußerung Christi hinein abzukürzen? Das Osterfest am Palmsonntag zu antizipieren und der Festesfreude mit eigenem Organisations-talent nachzuhelfen?

Konkret: Wie weit leben wir vom Schwarzbrot des Wortes Gottes selbst, wie weit leben wir mit und aus der Heiligen Schrift? Wie weit ersetzen wir sie durch die Cocablätter der religiösen Sekundär- und Tertiärliteratur und der geistlichen Massenkonsumartikel, die wie nie zuvor in der Geschichte ins Kraut schießen?

Und: Sind wir seit dem II. Vatikanischen Konzil wirklicher, lebhafter eingegangen in die Armut, in den Gehorsam, in die Einsamkeit Christi, die wir bei unserem Ordenseintritt bejaht und gewählt haben? Oder haben wir da inzwischen allzu vieles ausgepolstert, allzu viele Kompromisse geschlossen, um uns unsere Verzichtes erträglich zu machen – und haben uns damit zugleich den Zugang zur wahren Freude, zum Fest der in Christus Gestorbenen und Auferstandenen verbaut?

„Wenn der Anblick der Mittelmäßigkeit uns nicht mehr foltert“, hat Georges Bernanos einmal gesagt, „ist das ein Zeichen, daß wir selbst von Kopf bis Fuß mittelmäßig geworden sind.“ Und bei Julien Green las ich dieser Tage: „Ein angenehmes Leben und einen lebendigen Glauben zu haben, ist nicht möglich, denn der Glaube findet sich mit dem, was man ein angenehmes Leben nennt, nicht ab. Der Glaube ist in sich selbst ein Element des Heroismus und ruft Leiden hervor. Das Symbol des christlichen Glaubens ist ein Marterinstrument. Man vergißt das. Man kann das Evangelium genausowenig zähmen, wie man ein Feuer zähmen kann.“

„Wo *Liebe* sich freut, *da* ist Fest.“ Wo Christus sichtbar wird, und wirklich *er*, nicht irgendeine Imitation; wo Christus das Leben der Menschen ist, *da* ist Fest. Da ist *das* Fest, das *wir* feiern möchten. Da ist *der* Traum, der wahrer und wirklicher ist als all das Vordergründige, das wir mit Händen greifen. *Da* wird im nackten Stein unseres Alltags die Herrlichkeit Gottes offenbar. *Da* wachen wir auf und rufen verwundert: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!“ Die Liebe entdeckt diesen Ort überall. Die Liebe braucht dafür keinen Aufwand und keine Superlative und nicht einmal viel Zeit. Und darum feiert die Liebe immer und überall Sabbat.

Wir können, wir wollen nicht leben, ohne diesen Herrentag zu feiern, immer und überall. Denn nur dafür lohnt es sich wirklich zu leben: dafür, daß die Welt zu ihrer Herrlichkeit erwacht, zur Konsekration, zur Erlösung in Jesus Christus.

... dann wird der Sonntag zum Tag der Kirche

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ein bißchen hart geredet habe, damit wir zum Fundament vorstoßen, auf dem wir wirklich miteinander feiern können. Ich habe diese Fragen, die ich zu unserer Gewissenserforschung formuliert habe, nicht nur aus Rhetorik in Wir-Form gehalten. Es sind meine eigenen Fragen. Und bekanntlich können solche, die selbst durstig sind, am besten über das Trinken sprechen.

Wenn wir zu Jesus Christus vorgestoßen sind und ihn immer und überall zu finden versuchen, dann wird es sinnvoll, ja notwendig, die Erfahrung, die unseren ganzen Alltag im Verborgenen und Unscheinbaren durchzieht, an bestimmten Tagen sichtbar darzustellen und ins Wort und Spiel zu bringen. Dann ist das Fest, und auch unser heutiges Ordensfest, keine Ausflucht, keine schöne Illusion, sondern ein Offenbarwerden und Leuchten und Verkünden der tragenden Wirklichkeit unseres Lebens. Dann ist der Sabbat, der Sonntag wie das Siebtel des im Wasser verborgenen Eisbergs unserer ganzen Existenz, und nicht ein Papierschiff, das wir bloß zur Dekoration oder Absicherung an der Oberfläche herumschwimmen lassen. Dann wird der Sonntag, der Herrentag, zum Tag des gemeinsamen Auferstehens, zum Tag der Kirche, an dem alle ihre Steine und ihre Träume zusammentragen und aufeinanderichten und ineinanderfügen und staunend erkennen und feiern: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht! Wie schaudererregend ist dieser Ort! Hier ist das Haus Gottes und das Tor des Himmels!“

Und dann können alle wieder heimgehen in ihren steinigen Alltag, jeder an seinen Platz, und die Frage: „Wer wird uns den Stein wegwälzen?“ (vgl. Mk 16,3) von der Stelle, an der wir nur noch Tod und Aussichtslosigkeit und Unbeweglichkeit gesehen hatten, erweist sich als müßig: da überrascht uns die

Botschaft von der Sprengkraft des Auferstandenen, vom neuen Leben. Da sitzt an der Stelle des Steins ein Engel und spricht uns das Wort des Herrn zu: „Fürchte dich nicht! Resurrexi et adhuc tecum sum. Ich bin auferstanden und bin jetzt immer bei dir!“ Und in diesem Osterlicht gehen uns die Augen auf, und wo immer wir auch sind, stellen wir mit einemmal fest: „Der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!“

„Bewahrt die Einheit des Geistes“ (Eph 4, 3)

Eine paulinische Gewissenserforschung
zum Thema „Kritik an der Kirche“

Franz-Josef Steinmetz, Frankfurt

Wie erscheint dir die Kirche? – Wer bei Besinnungstagen oder Reflexionswochenenden diese Frage stellt, um eine sogenannte Metapher-Meditation einzuleiten, der darf eine bunte Vielfalt von Bildern erwarten: wie eine alte Frau mit vielen Falten; wie ein Boot, das zahlreiche Löcher und Risse hat, die fortwährend gestopft werden müssen; wie ein wuchtiges, aber zerfallendes Gemäuer; wie ein tiefer, nur schwer zugänglicher Brunnen; wie ein Schatten spendender Baum mit nur wenigen Früchten; wie ein verregnetes Kornfeld; wie eine teilweise vertrocknete, trotzdem noch recht bunte Wiese usw. Positives und Negatives erscheint verwirrend gemischt. Nicht selten überwiegt das Negative, auffälligerweise gerade bei denen, die als hauptamtliche Mitarbeiter in der Kirche tätig werden möchten.

Nur einmal habe ich erlebt, daß jemand für die Kirche ein Bild verwendete, das in früheren Zeiten sehr gebräuchlich war, nämlich das Bild von der „Dirne“. Er sagte allerdings: „Die Kirche erscheint mir wie eine Hure“, und er meinte es so negativ, wie es klang. Ihn störe die Tatsache, daß sich die Kirche für ihre Liebesdienste bezahlen lasse. Das sei doch Dirnen-Art. Liebe dürfe man nur verschenken. Zumindest habe sich die Kirche häufig genug wie eine Dirne verkauft und preisgegeben, kurzfristig und kurzfristig, um zweifelhafter Vorteile willen. Man könne doch nicht im Ernst verlangen, daß jemand diese Dirnen-Kirche liebe. Geliebt werden, gewiß, das wolle jeder; aber selber lieben und diese Kirche so selbstlos und ehrlich umarmen, bis sie uns gefalle, bis sie durch wahrhaftige Liebe eine wirklich schöne Frau geworden sei, ohne